

Systeme zerschlagen werden müssen, um etwas Neues zu beginnen. Dass jeder ersetzbar ist. Einen Mann voller Paranoia, aber ohne Angst, selbstzufrieden und unsicher, einen Mann, der schnell begeistert und schnell misstrauisch werden konnte, der niemandem vertraute wie sich selbst, der immer mehr Geld anhäufte, ohne dass es ihm irgendetwas zu bedeuten schien. Vor allem aber endlich einen Ostdeutschen, der sich zutraute, in die deutsche Medienlandschaft einzugreifen.

Ich habe immer wieder Texte über die »Berliner Zeitung« geschrieben, obwohl ich inzwischen doppelt so lange beim »Spiegel« arbeite. Ich habe mir bei der »Berliner Zeitung« die Maßstäbe für die Arbeit als Reporter geholt. Wie weit muss man sich den Erwartungen seines Redakteurs entziehen, wie stark korrumpiert Macht, wie verführerisch ist es, der Mehrheit zu folgen, wie schnell wird man zum Opportunisten, wie viel des Bodens, den man beschreibt, darf man dabei verbrennen? Wie allein kann man sein, ohne unglücklich zu werden?

Ich habe mit der Redaktion eine Gesellschaftsordnung gewechselt. Sie war erst Parteiorgan, dann Verkaufsobjekt. Anfangs musste die Zeitung eine Welt beschreiben, wie sie sich die Sozialistische Einheitspartei vorstellte, eine Welt, in der der Sozialismus siegte. Von einem Tag auf den anderen sollte eine Welt beschrieben werden, die es gab. Von denselben Leuten. Einige sind daran zerbrochen, ich fühlte mich befreit.

Wenn ich jemals ein berufliches Zuhause hatte, dann dort, bei dieser Zeitung. Ich war auf Beerdigungen von Redakteuren, die von vielen Kollegen beweint wurden, und auf Beerdigungen von Redakteuren, die einsam starben. Ich habe die Totenrede für Wulf Olm gehalten, den Fotografen, mit dem ich fast zehn Jahre lang zusammengearbeitet hatte. Ich habe mit meinen Kollegen einmal in der Woche zusammen Fußball gespielt, wir hatten Trikots, auf denen der Name unserer Zeitung stand. Die Mannschaft gibt es immer noch, wir treffen uns jeden Montagabend. Keiner meiner Mitspieler arbeitet heute noch bei der »Berliner Zeitung«.

Als die Kapitalisten aus Köln Holger Friedrich die Zeitung überließen, war nichts mehr mit ihr zu verdienen. Das glaubte er natürlich nicht, er war daran gewöhnt, Erfolg zu haben. Er hat keine Ahnung vom Zeitungsmachen, aber das muss kein Nachteil sein. Er hat, soweit ich das einschätzen kann, Ahnung von Zahlen. Von Algorithmen. Der Verleger hat eine Schulung für Volontäre in Leipzig belegt. Er lernte, wie man einen Kommentar schreibt, während beliebte Kommentatoren die Redaktion verließen. Es könnte sein, dass ausgerechnet ein Ostdeutscher meine gute alte Zeitung gegen die Wand fährt. Es würde in die Erzählung passen.

Es war jetzt genau 30 Jahre her, dass Dieter Resch aus meinem Leben verschwunden war und der Westen begonnen hatte, mit uns zu spielen.

Aber es war noch nicht vorbei.

Als der Text über Holger Friedrich erschien, twitterte Uwe Müller von der »Welt« nochmal die Karteikarte, mit der die Stasibeamten Friedrich einst registriert hatten. Müller, der aus Wiesbaden stammt, verdient seit vielen Jahren sein Geld damit, DDR-Unrecht aufzuarbeiten. Die Karteikarte sagte nichts über meinen Text, sie widersprach ihm nicht, sie ergänzte ihn nicht, aber sie schien alles zu sein, was Müller brauchte. Er

hielt sie hoch, als wolle er mich damit vom Platz stellen. In der großen montäglichen Blattkonferenz des »Spiegel« behauptete eine Kollegin, ich hätte einen Beratervertrag bei Friedrich unterschrieben. Das war natürlich völliger Unsinn, aber wahrscheinlich konnten einige Redakteure in der Konferenz sich das gut vorstellen.

Mein ehemaliger »Spiegel«-Kollege Hasnain Kazim twitterte wenig später: »Das Porträt über Holger Friedrich im aktuellen Spiegel sagt in etwa genauso viel über den Verfasser Alexander Osang aus wie über Friedrich.«

Kazim stammt aus Oldenburg. Ich habe ihn nie getroffen, soweit ich mich erinnere. Ich habe nie ein Wort mit ihm gewechselt. Er kennt mich nicht. Er hat es einfach so hingeschrieben, um einen Punkt zu machen, welchen auch immer. Ein Tweet, der schlauer und hintergründiger klingt, als er ist.

Natürlich sagt das Friedrich-Porträt so viel über mich aus wie über ihn.

Es gibt einen Text in diesem Buch, den ich vor über zehn Jahren geschrieben habe, aber nie veröffentlichen konnte. Auch er spielt vorwiegend in der »Berliner Zeitung«. Er handelt von einem Freund.

Kollegen sagen, man darf nicht über Freunde schreiben. Ich verstehe, warum sie das sagen, bin aber anderer Meinung. Ich habe nie geglaubt, dass Reporter unbestechlich sind, unbeirrbar, objektiv, über den Dingen stehend. Alles, was ich liefern kann, ist meine Sicht auf die Person, die ich beschreibe.

Manchmal entstehen die Texte in durchwachten Nächten, in einem Kampf, in dem Leben zu Material wird. Dort draußen, bei der Recherche, bin ich Teil der Welt; wenn ich schreibe, ziehe ich mich aus ihr zurück, um eine Perspektive zu bekommen. Wenn man über jemanden schreibt, den man gut kennt, fällt das noch schwerer.

Immer trennt ein Porträt mich von dem Menschen, dessen Nähe ich gesucht habe, um ihn zu beschreiben. Der fremde Blick ist verstörend für den Porträtierten, oft ist er enttäuschend. Und natürlich weiß ich das. Als Guido Westerwelle sterbenskrank wurde, hatte ich das Gefühl, ihm mein Porträt erklären zu müssen. Bei Torsten Preuß habe ich es versucht, es hat nicht funktioniert. Oberstleutnant Mayer hat nie wieder mit mir geredet, obwohl ich ihm immer mal schrieb. Der Berliner Kultursenator Klaus Lederer fühlte sich nach meinem Text über die Tote im Berghain von mir ausgetrickst. Ich hatte das wirklich nicht vor, habe in den Tagen nach Erscheinen der Reportage aber schlagartig begriffen, dass es darauf nicht ankommt. Ein paar Tage nachdem der Text im »Spiegel« stand, luden mich die Betreiber des weltberühmten, verschwiegenen Berliner Clubs ein und erklärten mir, was in der Nacht passiert war. In einem Hintergrundgespräch, um das ich mich monatelang vergeblich bemüht hatte. Ich flog von Tel Aviv nach Berlin, fuhr ins Berghain und flog dann gleich wieder zurück, beruhigt und schlauer. Ich hätte einen anderen Text geschrieben, eine Woche später. Aber in dem Moment, als er erschien, war er genau das, was ich sagen konnte und wollte. Ich begleite Holger Friedrich bis heute, vielleicht komme ich ihm irgendwann näher.

Meine Reportagen sind Momentaufnahmen. Sie stimmen für mich in dem Augenblick, in dem ich sie beende. Aber das Leben geht weiter. Es verändert die Momentaufnahme, verwischt sie, übermalt sie. Normalerweise.

Als mein Freund und Kollege Thomas, knapp 20 Jahre nach dem Mauerfall, öffentlich als Stasi-IM enttarnt wurde, besuchte ich ihn, als Reporter. Er war jahrelang mein Redakteur, und ich fragte mich, was diese späte Nachricht jetzt mit ihm machte, aber auch mit uns und vielleicht auch mit meinen Texten, die er betreut hatte, angeregt, redigiert. Wir trafen uns in seiner Wohnung und redeten tagelang. Dann zog ich mich in meine Wohnung zurück, die sich im Nebenhaus befand, und schrieb. Ich brauchte ewig, bis ich einen Ton fand. Ich versuchte mich den Erwartungen des »Spiegel«, aber auch denen meines Freundes zu entziehen. Ich rang mir den Text ab. Als er fertig war, schickte ich ihn meinem Redakteur nach Hamburg und meinem Freund ins Nachbarhaus, was eine Ausnahme ist, eben weil er mein Freund war.

Der Hamburger Redakteur sagte, er würde den Artikel nicht drucken, weil er den Eindruck habe, dass sich die Hauptfigur nicht entwickle. Mein Freund wollte nicht, dass der Text erscheint, weil er ihm »nüsch nutzt«, wie er sich ausdrückte.

Ich legte das Manuskript weg und flog erst mal nach Hongkong, um den Weg der Olympischen Fackel nach China zu beobachten. Eine Woche später, zu seinem Geburtstag, rief ich meinen Freund aus der Provinz Hainan an, um zu gratulieren. Es war Nacht in China, die Leitung nach Berlin war schlecht, aber ich verstand gleich, dass nichts mehr war wie früher. Thomas bedankte sich zurückhaltend für meine Glückwünsche, im Hintergrund murmelte die Feier. Wir trafen uns nun seltener. Manchmal redeten wir über den Text. Meist fing Thomas an. Er sagte, ich hätte ihn doch auch öffentlich verteidigen können, wie andere Kollegen es gemacht hatten.

»Aber ich bin Reporter, ich war als Reporter bei dir«, sagte ich.

Er sah mich verständnislos an. Ich dachte, niemand würde mich in dieser Rolle besser verstehen als er, mein Redakteur. Aber vermutlich war das zu viel verlangt.

Vor ein paar Jahren war ich Gastprofessor am Literaturinstitut in Leipzig und besprach den Text mit meinen Studenten, davon abgesehen habe ich ihn nie jemandem gezeigt. Als ich nochmal ein Jahr in New York arbeitete, zog Thomas in meine verlassene kleine Berliner Wohnung in seinem Nebenhaus, um über seine Ehe nachzudenken, sagte er mir. Wir telefonierten ab und zu. Er zog bei mir aus und wieder ein und wieder aus. Er trennte sich von seiner Frau. Ein paar Jahre später, in einer der letzten Nächte bevor ich als Reporter nach Tel Aviv zog, trafen wir uns nochmal in einem winzigen Friedrichshainer Wohnzimmerkino, um einen Film über die Berliner Volksbühne zu sehen. Es war dunkel, verraucht, man musste durchs Fenster einsteigen. Es erinnerte mich an die Berliner Nachwendewinter. Thomas fing wieder an, über den Text zu reden, der inzwischen acht oder neun Jahre alt war. Ich war mit meinen Gedanken schon auf dem Weg nach Israel.

Nochmal anderthalb Jahre später, nach einer Lesung in einem Berliner Theater, für die ich aus Tel Aviv angereist war, erklärte er plötzlich: »Es war ein Fehler, dass ich den Text verhindert habe.« Es war nachts um drei, wir saßen im »Chagall« an der Schönhauser Allee und waren beide ziemlich betrunken, aber ich wurde wieder wach. Der Text war nie erschienen, lebte aber offensichtlich.

Vor ein paar Wochen schickte ich Thomas das Manuskript nochmal und fragte, ob ich es in dieses Buch aufnehmen könne. Wenig später sagte er: »Klar. Guter Text.«

Der »Spiegel«-Redakteur von damals, der den Eindruck hatte, der Held meines Textes entwickle sich nicht richtig, ist inzwischen im Ruhestand. Das Manuskript ist

zwölf Jahre alt. Ich habe fast nichts geändert. Es endet mit den Worten: Wir können Freunde bleiben. Es hat ein bisschen gedauert, aber im Moment sieht es so aus, als könnte es funktionieren.

Freunde bleiben. Viel mehr geht nicht, für einen Reporter.

Dieser Reportageband heißt »Das letzte Einhorn«. Es ist der Titel eines Texts über den Fußballer Michael Ballack, der entstand, als seine Karriere zu Ende ging. Ballack war ein Weltfußballer, vergaß aber nie, wie ihn ein Lokalredakteur aus Karl-Marx-Stadt am Beginn seiner Karriere für seinen sehnsuchtsvollen Blick in den Westen kritisiert hatte. Es hätte auch der Titel des Porträts von Torsten Preuß sein können, der als Jugendlicher aus seiner Heimatstadt Dresden ausgewiesen wurde, der Punk war, Kulissenschieber an der Westberliner Schaubühne, später Reporter bei der »taz«, beim Fernsehen und bei der »Berliner Zeitung«, der nach Australien ausreiste, um dort den großen Wenderoman zu schreiben, und irgendwann in ein Deutschland zurückkehrte, das nicht mehr seine Heimat war, weswegen er sich Pegida anschloss. »Das letzte Einhorn« hätte auch über den Porträts von Frauke Petry, Holger Friedrich, Leander Haußmann, des japanischen Friseurs Kagawa, des koreanischen Sportfunktionärs Wang, des Weltdiplomaten Jürgen Todenhöfer, des Bundeswehrsoldaten Mayer, des Eichmann-Anklägers Gabriel Bach, des Partiejournalisten Fritz Wengler und vielleicht sogar über dem von Angela Merkel stehen können, die alle in diesem Buch versammelt sind. Es würde auch gut zum Nachwort von Christoph Links passen, der 30 Jahre lang mein Verleger war und nun in den Ruhestand geht. Alle haben verschiedene Leben, verschiedene Temperamente, verschiedene Erfolge, aber sie schienen mir allein in der Welt zu sein, die Letzten ihrer Art.

Menschen eines Jahrzehnts, in dem einiges zu Ende zu gehen schien.

Am ersten Herbsttag betrat ich die Kapelle des kleinen Friedhofes im Norden von Berlin. Ich war ein bisschen spät, die Trauerfeier hatte bereits begonnen. Es lief »Schwanenkönig« von Karat.

»Wenn ein Schwan singt, schweigen die Tiere
Wenn ein Schwan singt, lauschen die Tiere
Und sie raunen sich leise zu, raunen sich leise zu
Es ist ein Schwanenkönig, der in Liebe stirbt.«

Es erschien mir unwahrscheinlich, dass Dieter Resch sich das Lied ausgesucht hatte. Ich konnte mir nicht mal vorstellen, dass er sich mit dem eigenen Tod beschäftigt hat.

Ein bestellter Trauerredner schilderte Resch als Arbeiter, als Erfolgsmenschen, als Freizeitsportler, als liebenden Vater. Irgendwann, im anthroposophischen Teil seiner Trauerrede, las er ein schwedisches Waldmärchen vor, in dem sich verschiedene Tiere fragen, was das Leben ist. Schmetterling, Biene, Elster, Ameise.

»Was also ist das Leben?«, fragte der Trauerredner.

Dietus hätte eine Antwort, dachte ich, während der Mann am Altar über die Morgenröte redete.

An einem Herbsttag 1988 besuchten Resch, ich und der Wirtschaftsredakteur Rainer Schmidt die Eröffnung einer sogenannten Bestarbeiterkonferenz in Berlin-Lichtenberg, um darüber für die nächste Ausgabe zu berichten. Ich verschlief und kam

etwa eine Stunde zu spät. Resch sagte mir, während wir dem SED-Bezirkssekretär Schabowski hinterherliefen, dass mich das eine Flasche Schnaps kosten würde. Als wir am späten Nachmittag wieder in der Redaktion ankamen, erinnerte er mich daran. Ich ging in die Kantine und kaufte ihm eine Flasche seines Lieblingsweinbrandes »Privat«. Resch leerte sie, während er den Text über die Konferenz in seine Schreibmaschine hackte. Rainer Schmidt und ich mussten sein Manuskript redigieren, das im Laufe des Abends immer unleserlicher wurde. Als wir den Text in die Setzerei schickten, war Resch verschwunden. Am nächsten Morgen hörte ich ihn schon wieder in seine Schreibmaschine hacken. Zwei Stunden später wurde ich zum stellvertretenden Chefredakteur bestellt. Auf dessen Schreibtisch lag eine maschinengeschriebene Stellungnahme von Dieter Resch, in der er erklärte, wie er gestern Nacht mit seinem Lada volltrunken in ein Gartentor im Norden Berlins gekracht war. Ich hätte ihn, so stand es in der Stellungnahme, zum Trinken verführt. Der Chefredakteur brüllte mich ein bisschen zusammen.

Resch hatte mich ans Messer geliefert, um seinen Hals zu retten. Er hatte mich nicht mal gewarnt. Als ich ihm das später vorwarf, sagte er nur: »Das Leben ist immer konkret, Alexander.«

Ich konnte mir Dieter Resch beim besten Willen nicht in diesem schwedischen Wald vorstellen. Zwischen den Bienen und Schmetterlingen. Für die Leute in der Kapelle aber schien er da hinzupassen. In der ersten Reihe weinte sein Enkelsohn, eine seiner beiden Töchter aus erster Ehe hielt eine kurze, sehr berührende Rede, in der sie beschrieb, wie Resch versuchte, Kontakt zu ihnen zu halten, als sie Mädchen waren, was für ein guter Vater er war, wie erfolgreich und voller Energie. Später, draußen auf dem Friedhof, erzählte mir Stephan, der damals im Wendejahr am Schreibtisch neben mir gesessen hatte, dass Resch ihn ein Jahr lang jeden Freitagabend zu einem Bahnhof im Norden gefahren hatte, wo seine Frau mit dem Zug von ihrem Fernstudienort eintraf. Resch hatte ein Auto, er nicht. Unter einem Baum stand ein älterer Trompeter und spielte für ihn das Lied vom kleinen Trompeter. Am Grab war ein Bild von Resch aufgestellt, auf dem er uns grinsend mit einem Glas zuprostete.

Reschs Sohn, ein großer, schwerer Mann in einem schwarzen Anzug, der aussah, als trage er ihn nicht oft, schüttelte mir die Hand. Er bedankte sich dafür, dass ich gekommen war, um seinem Vater die letzte Ehre zu erweisen. Sie hätten noch kurz vor seinem Tod darüber geredet, wie er mich damals zum »Spiegel« vermittelt hatte.

Ich nickte. Irgendwie stimmte es ja.